GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Einleitung: Dimensionen von Gender Studies

Mangelsdorf, Marion; Penkwitt, Meike

2003

https://doi.org/10.25595/4110

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mangelsdorf, Marion; Penkwitt, Meike: *Einleitung: Dimensionen von Gender Studies*, in: Freiburger FrauenStudien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung, Jg. 9 (2003) Nr: 1, 12–27. DOI: https://doi.org/10.25595/4110.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Marion Mangelsdorf und Meike Penkwitt

Dimensionen von *Gender Studies*

Wir können unsere Träume nur verwirklichen, wenn wir uns entschließen, daraus aufzuwachen.[1]
Josephine Baker

Es war nicht abzusehen, welche *Dimensionen* die *Institutionalisierung* der *Geschlechterforschung/Gender Studies* in deutschsprachigen Ländern annehmen würde, als sich im Wintersemester 1997/98 erstmals Studierende an der Humboldt Universität zu Berlin für den Studiengang *Gender Studies* (Magister-, Haupt- und Nebenfach) einschrieben. Schon bald boomte die Welle der Institutionalisierung von *Gender Studies*. Die Albert-Ludwigs-Universität Freiburg spielte dabei in Baden-Württemberg eine Vorreiterinnenrolle: Im Dezember 1999 wurde das *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* gegründet und im Wintersemester 2000/01 lief das Magister-Nebenfach *Gender Studies* an.

Was in angloamerikanischen Ländern seit den 80er Jahren bereits selbstverständlich war – die Einrichtung von *Women´s*, später dann *Gender Centren* und *Studies* – wurde in Deutschland, Österreich und in der Schweiz lange kontrovers diskutiert. Zu Hochzeiten des Feminismus hegte man die Hoffnung, feministische Themen in die Fächer implementieren zu können. Der Etablierung von Frauenforschung als einem eigenständigen Fachbereich stand man mit Vorbehalt gegenüber, da eine Ghettoisierung befürchtet wurde. Hingegen wurde die Einrichtung von Frauenbeauftragten-, bzw. Gleichstellungsstellen als hochschulpolitischer Fortschritt begrüßt. Der Traum, den Professorinnenanteil durch ‚Frauenförderprogramme' wesentlich steigern und feministische Inhalte subversiv in Lehre und Forschung einfließen zu lassen, ging jedoch nicht in Erfüllung. Trotz Einzelförderung blieben den meisten Akademikerinnen nach wie vor die höheren Weihen der Alma Mater verwehrt, und statt eines *mainstreaming* fand die Marginalisierung feministischer Inhalte statt. Die Einsicht wuchs, dass diesem Misstand strukturell begegnet werden müsse.

Um tiefgreifendere Veränderungen im akademischen Selbstverständnis zu bewirken, sollte nicht mehr länger die Frau als Opfer patriarchaler Kämpfe um Macht und Wissen im Mittelpunkt des Interesses stehen, sondern die Strukturen der Macht, die zur Manifestation von traditionellen Geschlechterdiskursen

beitragen. Die Re- und Dekonstruktion von *Gender*, das Wissen um die soziale Konstruiertheit der Geschlechter wurde zur treibenden Kraft im epistemologischen und politisch-strategischen Emanzipationsprozess. In der Transformation von *Women´s* zu *Gender Studies*, der Frauen- zur Geschlechterforschung, wird diese veränderte Fokussierung deutlich – sie gab ebenso Impulse für veränderte inhaltlich-methodische Debatten als auch für neue institutionelle Erwägungen. Repräsentativ stritten 1997 bei einem Hearing in Zürich international renommierte Wissenschaftlerinnen über die institutionellen Fragen.[2]

Die auch heute noch am weitesten verbreitete Strategie zur Institutionalisierung von *Gender Studies* ist die sogenannte *double track policy*. Sie wurde auf der Tagung in Zürich von Willy Jansen (vom *Zentrum für Frauenstudien* an der Universität Nijmegen) und von Karin Hausen, der Leiterin des *Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* der Technischen Universität zu Berlin, vertreten:

Einerseits soll die *Integration* von frauen- bzw. *gender*-relevanten Themen in Lehre und Forschung forciert, andererseits durch eigenständige Studiengänge eine *Autonomie* erreicht werden. Dieser, als pragmatisch zu bezeichnende Weg, ergibt sich aus der Erfahrung, dass die Frauen-, später die Geschlechterforschung nicht ausreichend in die Fächer implementiert werden konnte. Trotz dieser kritischen Einschätzung bisheriger hochschulbezogener Erneuerungsversuche plädierte Ute Gerhard, Mitbegründerin des *Interdisziplinären Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse* der Universität Frankfurt, dafür, dass über Organisationsformen nachgedacht werden sollte, die ihren Platz „mitten in der Universität, zwischen und in den Disziplinen hat. Separiert wurden die Frauen zu lange.“[3]

Den Konterpart zu ihrer Position vertrat Sigrid Metz-Göckel, die Leiterin des *Hochschuldidaktischen Zentrums der Universität Dortmund.* Sie betonte, dass es neben allen Versuchen der Integration und Implementierung weiterhin wichtig sei, Frauen Räume zu bieten, in denen sie die Möglichkeit haben, eigene Fragestellungen und Projekte zu entwickeln. Als Mitbegründerin des hunderttägigen Pilotprojekts *Internationale Frauenuniversität ‚Technik und Kultur‘ – ifu*, die im Rahmen der Weltausstellung *Expo 2000* in Hannover startete, verhalf sie der Vision zur Verwirklichung, eine ‚eigene Hochschule‘ „mitten in die deutsche, traditionell unbewegliche und männlich dominierte Hochschullandschaft zu setzen“.[4] Die Gestaltungsfreiheit der *ifu* als autonomer, zeitlich begrenzter und monoedukativer Einrichtung wurde vor allem durch die Strukturierung des Curriculums deutlich: Quer zu streng abgegrenzten Fachdisziplinen war das Studium in sechs thematische Projektbereiche – ‚Arbeit‘, ‚Information‘, ‚Körper‘, ‚Migration‘, ‚Stadt‘ und ‚Wasser‘ – eingeteilt. Auf diese Weise konnten Diskussionen der Lehrenden und postgraduierten Studentinnen

angeregt werden, die sowohl der Inter-, bzw. Postdisziplinarität als auch Eigenständigkeit von *Gender Studies* adäquat Ausdruck verliehen.[5]

Hingegen sind Studiengänge in der Strukturierung des Studienplans und -angebots abhängig von der Infrastruktur der jeweiligen Hochschule. Als sogenannte ‚Lehrverbünde' greifen *Gender Studies* zumeist auf Lehrveranstaltungen zurück, die in den unterschiedlichsten Fächern angeboten werden. Nur die ‚freiwillige Selbstverpflichtung' dieser Fächer, bzw. einiger ‚FachvertreterInnen', ermöglicht es, ein regelmäßiges Lehrangebot zur Verfügung zu stellen. So können die Studierenden des Magister-Nebenfachs *Gender Studies* in Freiburg z.B. bislang aus durchschnittlich 40 Lehrveranstaltungen pro Semester und Fächern wie der Alten Geschichte, Forstwissenschaft, Germanistik, Geschichte der Medizin, Informatik und Gesellschaft, Klassischen Philologie, Politikwissenschaft, Slavistik, Soziologie, Skandinavistik, Theologie, Völkerkunde und Vorderasiatischen Archäologie ihren Studienplan zusammenstellen. Dabei besteht das besondere Profil des Freiburger Studiengangs darin, einen Brückenschlag zwischen sonst so separierten Wissenschaftsbereichen, wie den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften einerseits und den Medizin-, Natur- und Technikwissenschaften andererseits zu ermöglichen.

Auf den ersten Blick scheint es paradox zu sein, aber die Praxis der Studiengänge hat gezeigt, dass sich *Autonomie* und *Integration* von *Gender Studies* im etablierten Fächerkanon wechselseitig bedingen: Um ein Querschnittsangebot langfristig, profiliert und auf hohem wissenschaftlichen Niveau sicher stellen zu können, bedarf es einer Stärkung der Eigenständigkeit von *Gender Studies*. Wünschenswert wäre, dass weiterhin ProfessorInnen per Berufung zur Lehre und Forschung in *Gender Studies* ernannt, das heißt sogenannte Voll- und Teildenominationen eingerichtet werden. ‚Gender-ProfessorInnen' steht ein größerer Freiraum zur Verfügung, Grundlagen, Methoden, diziplinübergreifende und -übersteigende Fragestellungen auszuarbeiten und anzuregen.[6]

Noch ist es zu früh, Bilanz zu ziehen, ob die Vorstellungen und Ziele, die mit der Institutionalisierung verbunden wurden, erfüllt werden konnten. Derzeit wird ein Austausch der Lehrenden, KoordinatorInnen und Studierenden durch Tagungen und Evaluation der Studiengänge angeregt. Dennoch kann festgehalten werden, dass der Professorinnenanteil und die Anzahl an *Gender*-Publikationen angestiegen ist, der Kreis der *Gender*-Interessierten über die Grenzen der Hochschulen hinaus erweitert (nicht zuletzt durch Veranstaltungs- und Schriftenreihen wie die *Freiburger FrauenForschung/FrauenStudien*), Presseöffentlichkeit geschaffen und eine internationale Vernetzung der InitiatorInnen eingeleitet werden konnte. Zudem wird durch Konzeptionen und Einrichtung von Bachelor- und Masterstudiengängen, Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen der Institutionalisierungsprozess weiter vorangetrieben. *Gender Studies* können zugleich Resultat als auch Antrieb für die Reform des

Hochschulwesens sein. In den *Gender Studies* werden die Geschlechterverhältnisse nicht nur als eine Grundlage der Bildungs-, Arbeits- und Lebensverhältnisse begriffen, sondern sie analysieren auch deren derzeitigen Umbruch und tragen dazu bei, neue, adäquatere Ausbildungs-, Lebens- und Arbeitsformen zu finden. Ein interessantes Modellprojekt in diesem Zusammenhang ist *VINGS – Virtual International Gender Studies*. In Kooperation der Universitäten Bielefeld, Bochum, Hannover und FernUniversität Hagen konnte ein virtuelles Lehrangebot zusammengestellt werden, das es ermöglicht, selbstbestimmt, örtlich und zeitlich flexibel bei renommierten *Gender*-ProfessorInnen zu studieren. Auf diese Weise können sich auch ältere, beruftätige oder Studierende mit Kindern einem Studium widmen, das ihnen *Gender*-Kompetenzen für ihren weiteren Werdegang vermittelt.[7]

Es sind solche Modelle, die den kritischen Geist der *Gender Studies* wach halten. Professionalisierung oder *mainstreaming* von *Gender Studies* sollte nicht bedeuten, mit der Kanonisierung einer Wissenschaft zu beginnen, deren Lebendigkeit gerade darin besteht, dass sie wissenschafts- und selbstkritisch voranschreitet. *Gender Studies* haben sich immer dann ausdifferenziert und weiterentwickelt, wenn sie den Stimmen Gehör verliehen haben, die bislang aus dem *mainstream* oder Kanon ausgeschlossen waren. Darauf beruht feministische Forschung und so vollzog sich ihr Transformationsprozess: Afro-Amerikannerinnen kritisierten Klassikerinnen des Feminismus, da sie in ihren Schriften nur die Sichtweise von weißen Mittelstandsfrauen repräsentiert fanden. Homo-, Transsexuelle und Transgender gaben den *Gender Studies* dadurch neue Impulse, da sie die Mechanismen der Zwangsheterosexualität zu re- und dekonstruieren begannen. – Und es ist noch nicht abzusehen, welche Dimensionen *Gender Studies* annehmen werden, wenn sie weiter daran mitwirken, *Autonomie* nicht als Ausgrenzung, sondern *Integration* von unterschiedlichen Positionen und Perspektiven zu begreifen und auszugestalten.

In diesem Sinne haben wir in dem vorliegenden Band vielfältige, in der Diskussion vertretene Perspektiven zusammengeführt. Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Fächern stellen Frauenforschung und *Gender Studies* in ihren jeweiligen Bereichen vor. *Gender*-EinsteigerInnen werden so erste Wege in den Dschungel dieses weiten Forschungsfeldes gebahnt. Diejenigen, die sich bisher in erster Linie auf eine bestimmte Disziplin beschränkten, wird der Blick über den eigenen Tellerrand ermöglicht, wobei sich jedoch sicherlich viele Momente des Wiedererkennens ergeben werden.

***

In den ersten drei Aufsätzen der vorliegenden Ausgabe der *Freiburger FrauenStudien* – dem ersten der beiden Bände der Einführung *Dimensionen von Gender Studies* – werden aktuelle Fragen, die die *Gender Studies* allgemein betreffen, diskutiert. Fünf weitere Aufsätze stellen im Anschluss daran *Gender*-Ansätze, wie sie in unterschiedlichen (Teil-)Disziplinen vertreten werden, vor und entsprechen damit der in Freiburg jedes Wintersemester angebotenen interdisziplinären Ringvorlesung zur „Sozial- und Kulturgeschichte der Geschlechterverhältnisse“[8]. Im zweiten Band wird diese Einführung in die Vorstellung der *Dimensionen von Gender Studies* mit Texten zu acht weiteren Fachbereichen fortgesetzt.

Im ersten Beitrag dieses Bandes geht **Dorothee Kimmich** auf die besonderen Affinitäten von Kulturwissenschaften und *Gender Studies* ein. Die Verbindung beider Wissenschaftsbereiche miteinander zeichnet sich, wie Kimmich anmerkt, in jüngster Zeit in einer Vielzahl von Studiengängen[9], Kongressen und Zeitschriften ab.

Zur begrifflichen Differenzierung unterscheidet die Literaturtheoretikerin:

a) die *Kulturwissenschaft* im Singular, die als Nachfolgerin der Volkskunde, in Ergänzung zu den Literatur- und Kunstwissenschaften sowie als Forschung über die Alltagskultur der Moderne zu begreifen sei. *Kulturwissenschaft* ist, so Kimmich, Ausdruck einer „seit Jahrzehnten schwelenden Krise der Geisteswissenschaften“ und einer „Erosion des alten Kanons“.
b) Die *Kulturwissenschaften* im Plural hätten sich der Herausforderung dieser Krise gestellt, indem sie Gegenstand, Methoden und die Disziplinarität ihrer Wissenschaft einer ständigen Reflexion unterwerfen. Damit würde der dekonstruktivistische Charakter kultureller Praxis betont.
c) Die angelsächsischen *Culture Studies* huldigten der Dialektik von der „Textualitiy of History“ und der „Historicity of Texts“. Kimmich betont, dass *Culture Studies* nicht nur den Kanon der Objekte, wie sie in den traditionellen Geisteswissenschaften festgeschrieben wurden, aufheben, sondern die Objektivität der Wissenschaft selbst infrage stellen. *Culture* sei somit als *Subculture* zu begreifen und disziplinäre Grenzen würden derart überschritten, dass nicht mehr länger von Inter-, sondern Antidisziplinarität gesprochen werden könne.

Kimmich hebt hervor, dass die *Kulturwissenschaft(en)*, *Culture* und *Gender Studies* die theoretischen Grundlagen – die historische Diskursanalyse, Momente der dekonstruktivistischen Sprachtheorie und die Fragen nach den symbolischen Formen von Kultur – miteinander teilen. Sie zeigt, dass diese Verbindung von einem gegenseitigen Transfer bestimmt ist:

> „Der Kulturbegriff der Kulturwissenschaften umfasst immer auch schon die Geschlechterperformanz und zugleich ist nun die Erforschung der Geschlechterfrage eine Untersuchung kultureller Symbolisation geworden."

Allianzen, wie sie im Existentialismus und Feminismus von Simone de Beauvoir oder im Dekonstruktivismus und Feminismus von Julia Kristeva Ausdruck fanden, basierten, so Kimmich, letztendlich auf Adaptionen theoretischer Annahmen, die die Differenz zwischen den Geschlechtern in einem ontologischen oder biologischen Sinne nicht überwinden konnten. Erst durch den radikalen Konstruktivismus Butlerscher Provenienz sei Geschlechtsidentität dezidiert als Effekt gesellschaftlicher Handlungen und historischer Diskurse dekonstruiert worden. „Die Kategorie ‚Frau'" , so Butler, „ist selbst ein prozessualer Begriff, ein Prozess der immer offen bleibt für Eingriffe und Bedeutungen." – In dieser Aussage wird die Affinität der *Gender Studies* mit den Kulturwissenschaften besonders deutlich. Mit dem Titel ihres Beitrags „Kultur statt Frauen?" weist Kimmich jedoch auf die mit Skepsis zu verfolgende Tendenz hin, *Gender Studies* unter die Kulturwissenschaften subsumieren zu wollen.

Die kulturprägende Macht kanonischer Texte bei der Herstellung einer dichotomen Geschlechterhierachie nimmt Friederike Hassauer näher in Augenschein. Dabei wiederholt sie nahezu liturgisch den Satz: „Die Matrix des Wissens ist das Geschlecht der Autorität." Gegen die Macht des männlichen, des väterlichen Wortes – ob griechisch-römischer oder jüdisch-christlicher Tradition – hätten auch Frauen wie z. B. Heloisa im 12. Jahrhundert, Christiane de Pizan im 15. Jahrhundert oder auch Sor Juana de la Cruz im 17. Jahrhundert, so wortgewaltig sie auch waren, nicht anschreiben können.

> „Der Logos des Gesetzes des Vaters trennt Autorität von ihrem Anderen des Geschlechts. Nicht, dass diese Autorität von der anderen Seite nicht beansprucht würde – sie wird verwehrt."

Die aus der Romanistik kommende Medien- und Kulturwissenschaftlerin schlägt einen Bogen zwischen der Autorität *der* Wissenschaft und der Autorität *in* der Wissenschaft, wie sie in der Vorvergangenheit stratifizierter Gesellschaften und dem neuzeitlichen funktional ausdifferenzierten Subsystem akademischer Zirkel gesetzt wurde und wird. Sie fragt: „Welche Perspektiven kann also die Einführung der Kategorie ‚Geschlecht' in eine Geschichte der Autorität eröffnen?"

Der *Homo academicus* produziere die Matrix des Wissens vermittels Ausgrenzung – der *ordo* des Gelehrtenstandes ist mit dem *Genus* gekoppelt. „Die Geschäftsordnung der Wissenschaft ist eine Geschlechterordnung." Hassauer macht deutlich: *‚Homo academica'* lässt sich in der symbolischen Ordnung

nicht nur als Grammatikfehler begreifen. Die Kosmologie einer Hildegard von Bingen sei nicht nur von den Scholastikern nicht rezipiert worden, „sie war nie und wurde nie ‚Wissenschaft'." – Was hat sich seit Aristoteles, Paulus, Abaelard, Thomas von Aquin, Kant oder Rousseau bis heute verändert? Die *Alma mater* bleibt eine ‚Rabenmutter', denn, so Hassauer, auch die Kategorie *Gender* steht

> „in eklatantem Rückstand und Legitimationsdefizit gegenüber der Autorität breitbeforschter, wohletablierter traditioneller Kriterien der Matrix wie denen sozialer Stratifizierung."

Ein Gegendiskurs *der* Frauen und *über* die Frauen sei – so Hassauer – zunächst Auseinandersetzung mit dem abendländischen Logozentrismus, mit dem Anderen der Vernunft, der Leerstelle, dem „thomistischen Mängelwesen" Frau. Die *Querelle des Femmes* wurde auf diese Weise „zur Selbstanzeige des Geschlechterstandsortes von *auctoritas* und ihrer disziplinären Matrix in der Alma Mater". Haussauer zeigt auf, dass sich erst in der Kombinatorik des Subsystems ‚Wissenschaft' mit juridischen und politischen Subsystemen eine andere, eine neue Anthropologie herauskristallisieren kann – *auctoritas*: Sie sichere Gedächtnis, betreibe Politik und habe ihre Legitimität *als* Wissenschaft *in* der Wissenschaft.

Nina Degele sieht im Zusammenspiel von *gender mainstreaming* als politisch-strategischem Instrumentarium und *Gender Studies* als Instrument wissenschaftlicher Analyse eine Chance, Veränderungen (auch) bei der ‚Rabenmutter Alma Mater' zu bewirken. Die beiden „hip daherkommenden" Vokabeln, so macht Degele deutlich, entspringen verschiedenen Kontexten: *Gender Studies* sind der „Reflexion, Wahrheitsfindung und Verunsicherung" verpflichtet, *gender mainstreaming* dagegen dem „Empowerment als Erweiterung von Gestaltungsmöglichkeiten und Machtgewinn". Dennoch arbeitet Degele ein gemeinsames Programm heraus, das beide Bereiche miteinander verbindet: *Queering* – das Ziel der Entnaturalisierung von Geschlecht.

Degele, die als Vorstand des Freiburger *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* und durch ihre Professur für *Soziologie und Empirische Geschlechterforschung* entscheidend am Institutionalisierungsprozess von *Gender Studies* beteiligt ist, hält es für möglich, dass „durchsetzende Politik und durchblickende Wissenschaft zueinander finden können [...]", dass sie „komplementär zusammenwirken, bzw. sich wechselseitig verstärken."

Gender mainstreaming wurde auf den Weltfrauenkonferenzen 1985 in Nairobi und 1995 in Peking diskutiert, 1996 durch die Europäische Union für alle Bildungsprogramme übernommen und 1998 als horizontales Ziel für alle

Gemeinschaftsaufgaben eingeführt. Degele unterscheidet drei Varianten dieses Konzepts: Die „deskriptive Methode“, die „politische Strategie“ und den „radikalen Reorganisationsansatz“. Sie diskutiert, ob sich das ebenso euphorisch begrüßte wie auch heftig kritisierte Konzept des *gender mainstreaming* als Instrumentarium der ‚Anpassung‘ oder aber der ‚Unterminierung‘ verstehen lässt.

Sie erblickt jedoch erst in der Koalition mit den *Gender Studies* eine Möglichkeit, einen *gender*-sensitiven Modernisierungsprozess an den Hochschulen zu bewirken. Denn erst *Gender Studies* als Wissenschaft der ‚Verunsicherung‘ und ‚Entselbstverständlichung‘ könne ein Bewusstsein aufrütteln, das sich seit Jahrhunderten manifestiert hat. Verunsicherung und Entselbstverständlichung sind den *Gender Studies* durch Ansätze und Modelle der Entnaturalisierung, dem ‚Queering‘ inhärent. Kategorien wie ‚männlich‘, ‚weiblich‘, Hetero‘- und ‚Homosexualität‘ sowie die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit würden hinterfragt und „die scheinbare Geschlechterirrelevanz in der Gesellschaft“ aufgedeckt. „Ein solches *Queering* bzw. *Unterminieren* ist“, wie Degele ausführt, „radikal.“ Und diese Radikalität des theoretischen Ansatzes könne durch ein Programm der (politischen) Reorganisation der Geschlechterverhältnisse – also durch *gender mainstreaming* – noch verstärkt werden.

Mit dem Text der Linguistin **Helga Kotthoff** wird vom allgemeinen Teil, in dem generelle Fragen der *Gender Studies* diskutiert wurden, übergeleitet zu Beiträgen, die *Gender Studies* aus der Sicht unterschiedlicher Fachbereiche beleuchten: Kotthoff stellt den ethnomethodologischen Ansatz des *doing gender* vor. Ursprünglich aus der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung stammend, spielt dieses Konzept mittlerweile auch in der *gender*-orientierten **Linguistik** eine wichtige Rolle. Wie ihre Ausführungen deutlich machen, beschränkt sich die Linguistik, die Kotthoff in ihrem Aufsatz nicht explizit definitorisch eingrenzt, schon lange nicht mehr auf die klassische Sprachwissenschaft de Saussures: Die Reichweite geht dabei aber auch über Textanalyse und kommunikative Interaktion hinaus, charakteristisch ist der von Kotthoff vorgeführte interdisziplinäre Methodentransfer.

Das Konzept des *doing gender*, so Kotthoff, beschreibt, „wie sich Menschen performativ als männlich oder weiblich zu erkennen geben und mittels welcher Verfahren das so gestaltete kulturelle Geschlecht im Alltag mit Bedeutung aufgeladen wird“ oder auch (in Anlehnung an Zimmermann/West): „die Notwendigkeit der Umwelt eine geschlechtliche Kategorisierung der eigenen Person zu ermöglichen“.

Kotthoff geht in ihren Ausführungen der Frage nach, „welche Dimensionen des kommunikativen Handelns“ sinnvollerweise dem *doing gender* subsumiert werden sollten. Sie nimmt des Weiteren eine auf fünf Ebenen abgestufte Bin-

nendifferenzierung vor (Unterschiedliche Relevantsetzung von *gender*) und geht auch auf das vom *doing gender* abgeleitete Konzept des *undoing gender* ein.

Undoing gender führt Kotthoff in Anlehnung an Hirschauer als eine Irrelevantsetzung von *gender* ein, die in manchen Kontexten vollzogen wird. Hier stellt sich die Frage, inwiefern ein idealerweise geschlechtliche Neutralität erreichendes *undoing gender* vom *cross-dressing* unterschieden werden kann. Fragen ließe sich, wann Frauen tatsächlich dem *doing gender* entkommen können, anstatt lediglich vom *doing female* zum *doing male* überzugehen? Dieses Problem klingt auch bei Kothoff an:

> „Da im öffentlichen Raum der von Männern praktizierte Gesprächsstil der Statusorientierung vorherrscht, müssen Frauen Anpassungsleistungen an diesen Stil erbringen, wenn sie in dem Raum erfolgreich sein wollen."

Ist es aber tatsächlich sinnvoll, bei einer „Adaptation an öffentliche, männlich geprägte Gesprächsnormen" von *undoing gender* zu sprechen, selbst wenn sie als „Überwindung der Beschränkung auf traditionell machtlose Kommunikationsstile" zweifellos begrüßenswert ist?

Ein solcher Ansatz, in dem *Gender* als kulturelle Performanz zum Thema wird, ist „sehr weit entfernt von einer Essentialisierung von Geschlecht". Trotzdem (oder auch: gerade deshalb) interessiert es sie besonders, „wie körperliche Materialität in diese Inszenierungspraktiken eingeht." Denn: „*Sex* und *gender* sind nicht so entkoppelt, wie manche in der Tradition der Arbeiten von Butler meinen", formuliert Kotthoff provokativ. „Wir müssen ja nicht nur die Variabilität von Geschlechterverhältnissen erklären, sondern auch ihre historische Stabilität."

Bevor **Corinna Genschel** näher auf den Bereich ***Queer Theorie*** und ***Queer Studies*** eingeht, reflektiert sie die Frage, was es bedeutet, diesen Forschungs- und Studienbereich überhaupt als eine eigenständige Disziplin zu begreifen. „Üblich" ist das, so die studierte Soziologin, „bislang ... in der bundesdeutschen Theoriebildung nicht unbedingt". Problematisch erscheint ihr die Annahme einer eigenen ‚Substanz', sowohl was die Gegenstände als auch die Methodik betrifft. Dieser Vorsicht entspricht Genschels Definition, nach der es für die *Queer Studies* konstitutiv sei, „Geschlecht aus der Perspektive der sozialen, politischen und kulturellen Organisation und Regulierung von und durch Sexualität zu untersuchen".

Entgegen einer häufig kolportierten Auffassung beschränken sich *Queer Studies* also keineswegs auf die Untersuchung homosexueller, transvestitischer und transsexueller Kulturen und deren Geschichte. *Queer Studies* können durchaus und gerade auch Heterosexualität zu ihrem Gegenstand machen. Pointiert lässt sich zusammenfassen, dass es weniger *cross-dresser* und *queere* Kulturen etc. sind, auf die die *Queer Theorie* und *Queer Studies* fokussieren, sondern vielmehr das System der Zwangsheterosexualität und deren Naturalisierung. Ähnlich wie für die feministische Forschung das Konzept ‚Patriarchat' charakteristischer ist als die Thematisierung von ‚Frauen', ist die Konstante der *Queer Theorie* der Heterosexismus. Ziel der *Queer Studies* ist es gerade auch, aufzuzeigen, wie die restringierende Ordnung ‚Zwangsheterosexualität' die ‚verworfenen' *queeren* Subjekte als solche zuallererst hervorbringt. Ergänzen lässt sich, dass es ja gerade dieses Ordnungsdenken ist, das pathologisierende Begriffe der Unordnung wie ‚Gender Identity Disorder' (GID) hervorbringt: Das disziplinarische Verfahren Heterosexismus stellt also eigens ‚Unordnung' her. „Wichtiges Prinzip der Normalisierung", so führt Genschel aus,

> „ist .... die Konstruktion von Mehrheit und Minderheit, Norm und Abweichung, Zentrum und Rändern, die sich in der Möglichkeit von Sprechen, Denken und Handeln ... einschreibt."

Anhand eines kritischen Beispieles, das sich auf den *ifu*-Fachbereich zum Thema ‚Körper' bezieht, führt sie vor Augen, wie sich innerhalb des feministischen Diskussionskontextes wiederholt, was schon Beauvoir an der marginalisierten Position von Frauen kritisierte:

> „... als Minderheit zu sprechen, bedeutet zunächst, von einer fixierten sexuellen Position aus zu sprechen – wie z.B. ‚für mich als Lesbe' stellt sich dieses Problem aber anders dar...".

Unter dem Label ‚geschlechtliche Transgression' geht Genschel abschließend doch noch auf die Kulturen der *Cross-dresser* ein: Sie fragt nach, ob diese den *Queer Studies* subsummiert werden könnten oder ob sie eine weitere Kategorisierung erforderten, z.B. als *Trans Studies*...

Mit den verschiedenen Formen der Ein- und Ausgrenzung, mit ‚Inklusion' und ‚Exklusion' setzen sich die *Gender Studies* quasi ‚naturgemäß' auseinander. Dieser Antrieb nährt sich aus der abendländischen Tradition, wie die Philosophin **Cornelia Klinger** zeigt, in der „das Konzept Mensch zwischen Universalitätsanspruch- und Ausschluss-Strategien" festgeschrieben wurde. Bei ihrer Rekonstruktion des philosophischen Konzepts ‚Mensch' geht sie besonders

darauf ein, wie Geschlechterdifferenzen von der Antike über die klassische Moderne bis heute ins Zeitalter der Globalisierung transformiert wurden.

Klinger weist darauf hin, dass in der **Philosophie** zwar traditionell Aussagen über *den* Menschen getroffen wurden, die dem eigenen Anspruch nach von allgemeiner Gültigkeit sein sollten, jedoch in diskriminierender Weise von dessen Geschlecht, Rasse und Klasse abstrahierten. Durch ihre Thematisierung der blinden Flecken in den philosophischen Reflexionen über ‚*den* Menschen' wird implizit deutlich, dass der Philosophie – verstanden als Universalwissenschaft – die Bemühungen der *Gender Studies* zwar fremd erscheinen mögen, jedoch für deren kritische Aufarbeitung und zeitgemäße Ausdifferenzierung wichtige Anstöße bieten können.

Sie nennt drei Prinzipien, die unter anderem eine Hierachie des Geschlechterdualismus begründen:

a) Das Prinzip der Abtrennung, der *Kompartimentierung* im Denken bedeutete, dass der Mensch zwischen Gott und Tier, zwischen Transzendenz und Immanenz verortet wurde. Jedoch bildete diese Verortung zugleich den „Ausgangspunkt von Herrschaftsverhältnissen zwischen Menschen und von Naturbeherrschung".
b) Dem Denken entlang von Trennungslinien habe auf gesellschaftlicher Ebene das Prinzip der *Kastenbildung* entsprochen. Der Mensch sei dabei entweder entlang der Reihe Mann-Herr-Geist oder Frau-Knecht-Sinnlichkeit begriffen worden.
c) Die ‚natürliche' Hierachie der Geschlechter und die Organisation des gesellschaftlichen Lebens im Spannungsfeld zwischen oben und unten, Gott und den Tieren habe im ‚Seelenleben' durch das Prinzip der *Abspaltung* ihren Widerhall gefunden.

Diese Form binärer Rasterung der Welt versteht Klinger als Kontingenzbewältigung, als

> „[...] nahezu universelles Mittel zur Orientierung in Raum und Zeit (oben/unten, rechts/links, innen/außen, vorn/hinten usw.), zum Ordnen von Sinneswahrnehmung (hell/dunkel, fest/flüssig, warm/kalt, trocken/feucht, stark/schwach usw.) bis hin zur Orientierung im sozialen Raum (männlich/weiblich, alt/jung, gut/böse usw.)."

Klinger zeigt auf, dass durch diese Polarisierungen das Chaos des Seins bewältigt, die Fülle der Natur in Gegensatzpaaren gefasst werden sollte.

Auch nach der ‚anthropologischen Wende' in der Aufklärung, durch die das Konzept Mensch auf der Grundlage der Prinzipien von Freiheit und Gleichheit universellen Charakter erhielt, so macht Klinger dann deutlich, lebten die alte Dualismen nicht nur fort, sondern wurden durch Ausschluss-Strategien weiter verschärft:

> „... [D]er Wegfall des transzendenten Verankerungspunktes bedeutet zwar einerseits das Verschwinden des Konzepts hierarchischer Stufung, zugleich aber auch den Ausfall einer sie überwölbenden Einheitsvorstellung."

Die Menschheit sei dabei entlang von Geschlecht, Rasse und Klasse in ‚Subjekte' und ‚Objekte' aufgespalten worden. Klinger spitzt das auf folgende These zu: „Je universaler der Begriff des Menschen gefasst wird, desto umfassender und somit radikaler, rabiater werden die Ausschlüsse und Ausgrenzungen."

Aus diesem Grund blickt sie auch kritisch in die Zukunft einer globalisierten Weltgemeinschaft und stellt fest,

> „das Wechselspiel von Zugehörigkeit und Ausschluss, Eigenem und Fremden, Einem und Anderen findet keineswegs nur nach außen statt, also im Verhältnis von Nationalstaaten zueinander, sondern in vielfacher Hinsicht auch nach innen."

Welche Auswirkungen dies auf alte Grenzlinien entlang von Geschlecht, Rasse und Klasse haben wird, bleibt für Klinger fraglich.

Kaum eine Auseinandersetzung spaltet derzeit die globalisierte Weltgemeinschaft im Sinne dieser Ausführungen mehr, als die Frage nach dem Umgang von Nationalstaaten westlicher und islamischer Prägung untereinander. Für das Verständnis von Muslimen und Nicht-Muslimen spielt in einem nicht unerheblichen Maße das Begreifen unterschiedlicher Traditionen im Verhältnis der Geschlechter eine Rolle. Der Aufsatz von **Roswitha Badry** leistet hierfür einen wichtigen Beitrag. Zunächst beschreibt die Islamwissenschaftlerin ihre Disziplin als eine junge, für die aufgrund ihrer „sprachlichen, geografischen und thematischen Bandbreite" Interdisziplinarität geradezu konstitutiv ist. Ihr Gegenstand sei zwar sehr umfassend und vor allem vielfältig aber trotzdem deutlich eingrenzbar:

> „Die Islamwissenschaften beschäftigen sich mit dem Zeitraum vom 7. Jahrhundert bis zur Gegenwart und zwar mit Sprachen, Literatur, Geschichte, Religion und Kultur einer Region, die sich von der Atlantikküste Nordafrikas bis zur Arabischen Halbinsel, von der Türkei über Iran bis Zentralasien und Indonesien erstreckt".

Methodisch haben sich die **Islamwissenschaften**, wie Badry zeigt, seit jeher durch eine ausgesprochene Aufgeschlossenheit ausgezeichnet, was auch der Etablierung von Frauenstudien und *Gender Studies* im Bereich der Islamwissenschaften zu Gute kommen könnte.

In der amerikanischen Forschung habe die Kategorie ‚Geschlecht' und Frauenstudien, in den letzten 20 Jahren (und *Gender Studies* seit den 90er Jahren) einen regelrechten Boom erlebt. In der deutschen Islamwissenschaft begegne man der Kategorie Geschlecht dagegen nach wie vor mit Zurückhaltung. Einen Grund dafür sieht Badry in den noch immer verbreiteten „Stereotypen zu Frau und Familie im Islam", so z.B. dem „Bild von der öffentlich unsichtbaren, verschleierten, passiven Muslimin". Bevor sie auf verschiedene Aspekte islamwissenschaftlicher Genderforschung eingeht, setzt sich Badry deshalb mit diesen Vorurteilen auseinander, denn: „Kaum ein Thema ist mit so vielen Pauschalurteilen besetzt, wie ‚Frau im Islam'".

Im Weiteren konzentriert sich Badry auf vier Forschungsfelder, die in den letzten zwanzig Jahren im Rahmen der *gender*-orientierten Islamwissenschaften im Zentrum standen:

a) Den Schwerpunkt legt sie auf „Biografien und Autobiografien" (ihren eigenen Forschungsschwerpunkt). Badry betont, dass es entgegen dem weit verbreiteten Klischee hierbei, nicht nur um die Auseinandersetzung mit „vergangenen Berühmtheiten" gehe. Vielmehr stellten die autobiografischen Texte wichtige ideen-, alltags- und sozialgeschichtliche Dokumente und Quellen dar. So eigneten sie sich z.B. auch für die Untersuchung geschlechtstypischer Sozialisation.
b) Ein weiteres Gebiete, auf das die Freiburger Islamwissenschaftlerin eingeht, ist die politische Geschichte.
c) Neben der Erforschung der Frauenbewegungen thematisiert sie die *gender*-sensible Sozial- und Wirtschaftsgeschichte: Frauen würden hier neuerdings endlich auch „als ökonomische Akteurinnen und als Mitglieder von Gemeinschaften, Familien und Schichten" sichtbar. Insbesondere von diesen Studien erhofft sich Badry eine „weit reichende Wirkung [...], weil sie den Mythos von der Passivität und in bestimmter Hinsicht Isolation der Muslimin in einer segregierten, unwandelbaren traditionellen Welt erschüttern".
d) Und auch in den Islamwissenschaften interessieren sich *Gender*-ForscherInnen für die Kulturgeschichte und den Geschlechterdiskurs: Diesem Themenkomplex galt, wie Badry ausführt, auch in den Islamwissenschaften in den letzten Jahren das Hauptinteresse feministischer ForscherInnen.

Aus den Ausführungen **Franziska Schösslers** werden noch einmal die Ähnlichkeiten zwischen *Gender* und *Cultural Studies* deutlich, die auch im Aufsatz von Dorothee Kimmich Thema sind. Daneben stellt Schössler implizit die Entwicklung von der **Literaturwissenschaft** zu den *Cultural Studies* dar. So sei es gerade auch für die *gender*-orientierte Literaturwissenschaft charakteristisch, „[d]as literarische Werk [...] als semiotisches System unter anderen" zu betrachten und dadurch die traditionelle Grenze zwischen der Hoch- und Unterhaltungskultur aufzuheben – eine Prämisse, von der auch die *Cultural Studies* ausgehen. Anstatt sich um eine definitorische Eingrenzung ihres Gegenstandbereiches zu bemühen, spricht sich die Germanistin für eine Öffnung ihres Faches aus. Nicht nur die *gender*-orientierte Literaturwissenschaft beschränkt ihren Fokus immer weniger ausschließlich auf die kanonisierten ‚Höhenkämme' der Literatur. Insbesondere jüngere WissenschaftlerInnen wenden sich in wachsendem Maße nicht nur der Untersuchung bisher vom Kanon ausgeschlossener Texte, sondern auch der Auseinandersetzung mit Filmen, Performances und Ähnlichem zu.

Durch die Darstellung von Psychoanalyse, Dekonstruktion und Diskursanalyse als wichtige „Größen" in einem „Koordinatensystem", das sowohl für die *Gender* als auch die *Cultural Studies* maßgeblich ist, streicht Schössler weitere Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Forschungsfeldern heraus. Darüber hinaus richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf drei (Denk-)Figuren, die im *Gender*-Diskurs eine wichtige Rolle spielen: Neben der schon mehrfach erwähnten ‚Cross-dresserin' stellt Schössler die durch die Züricher Anglistin Elisabeth Bronfen prominent gewordene ‚schöne Leiche' vor und ‚als Dritte im Bunde' die ‚Hysterica', die seit den Anfangszeiten der Psychoanalyse einen regelrechten Boom erlebt. Insbesondere in der aktuellen feministischen Diskussion gilt Letztere als eine regelrechte Hoffnungsträgerin, zumal die Hysterikerin auffällige Übereinstimmungen mit dem/der ‚CrossdresserIn' aufweist. So schreibt auch Schössler: „Die Hysterica kann ... als Rollenspielerin par excellence gelten, als theatralische Existenz jenseits des männlich codierten Subjektstatus."

Mit den Produktions- und den Rezeptionsbedingungen von Literatur spricht Franziska Schössler zwei weitere wichtige Untersuchungsgebiete der feministischen Literaturwissenschaft an. Ersteres thematisiert sie zum einen anhand Virginia Woolfs zum Klassiker gewordenen Text: „A Room of One's Own". Zum anderen geht sie auf die kulturelle Codierung von ‚Autorschaft' und auf die Stilisierung künstlerischen Schöpfertums als ‚androgynen Geburtsakt' ein. Zum Thema ‚Rezeption' hebt Schössler die Fähigkeit von Frauen hervor, sich mit einem gegengeschlechtlichen ‚impliziten Leser' zu identifizieren, mit der sich die meist ebenfalls problemlose Identifikation mit männlichen Protagonisten fortsetzt. Schössler beschreibt dieses als ein quasi ‚cross-dressendes'

Vermögen. Ganz ähnlich wie bei Kotthoffs Ausführungen zu dem potentiell cross-dressenden *undoing gender* lässt sich aber auch hier die Frage stellen, inwieweit diese für Frauen meist selbstverständliche unreflektierte Identifikation nicht auch zu hinterfragen ist: So wurde sie auch schon als ‚Identifikation mit dem Aggressor' problematisiert.

Beim Durchgang durch die im ersten Band versammelten Bereiche wurde deutlich, dass die meisten Disziplinen gar nicht so diszipliniert sind, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mögen. Interdiziplinarität und Methodentransfer sind ein weit verbreitetes Phänomen und keineswegs ein auf die *Gender Studies* beschränktes Symptom. Fächer entwickeln sich nicht nur im Sinne eines wissenschaftlichen Fortschrittes, statt dessen verschieben sich ganze Forschungsfelder, wie es z.B. anhand der Literaturwissenschaften aber auch der Linguistik deutlich wurde: Die Frage nach der ‚Substanz', dem ‚Eigenen' ist nicht nur eine für die *Queer Studies* schwierige Frage.

Anmerkungen

1 Dieses Zitat der afroamerikanischen Jazzsängerin und Tänzerin findet sich gleichsam als Motto auf der Website des Gender-Zentrums der Universität Basel, http://www.genderstudies.unibas.ch/

2 Auf die inhaltlich-methodische Debatte wird in den Einzelbeiträgen und der Einleitung des Folgebandes der *Dimensionen von Gender Studies* (Band 2) näher eingegangen.

3 *uni-journal*, Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4/97, siehe auch: http://www.unicom.unizh.ch/journal/archiv/4-97/genderstudies.html

4 „Vorwort", in: Aylâ Neusel (Hrsg.): *Die eigene Hochschule*, Opladen 2000, S. 7

5 Eine Weiterführung der *ifu* ist durch einen Masterstudiengang W.I.T. - *women´s institute for technology, development and culture* - ab Wintersemester 2003/04 geplant. (http://www.vifu.de)

6 Weitere Überlegungen zum Thema Gender-Professuren finden sich in: Marion Mangelsdorf: „Bewährungsproben. Überlegungen zur Institutionalisierung von Geschlechterforschung/*Gender Studies*, in: *Freiburger FrauenStudien 13/2003, Dimensionen von Gender Studies (Band 2)*. Siehe auch: Ulla Bock/Hilge Landweer: „Frauenforschungsprofessuren. Marginalisiserung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften?" in: *Feministische Studien* 12, Jg. Heft 1/1994, S. 99-109

7 Nähere Informationen können unter http://www.vings.de abgerufen werden. Und in: *Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums*, 19. Jg Nr. 24/2002.

8 Diese Ringvorlesung findet im Rahmen des Magister-Nebenfachs *Gender Studies* statt. Sie ist für *Gender*-Studierende im Grundstudium verpflichtend und steht allen *Gender*-Interessierten offen.
9 So gingen bspw. die ersten Initiativen zur Etablierung der *Gender Studies* an der Humboldt Universität zu Berlin aus dem bereits angelaufenen Studiengang der Kulturwissenschaften hervor.

Literatur

Aylâ Neusel (Hrsg.): *Die eigene Hochschule*, Opladen 2000.
Feministische Studien, 12. Jg., Heft 1/1994.
uni-journal, Zeitung der Universität Zürich, Nr. 4/97 (http://www.unicom.-unizh.ch/journal/archiv/4-97/genderstudies.html).
Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums, 19. Jg., Nr. 24/2002.